

(griech. *graphein*: schreiben, ritzen, zeichnen) versteht sie »lernbegleitende Notations- und Dokumentationspraktiken, die sowohl einen ›Inhalt‹ (*Biografie, Kosmografie* etc.) als auch eine mediale Weise der Darstellung (*Fotografie, Videografie, Audioografie* etc.) bezeichnen.« (S. 17)

In drei großen Kapiteln antwortet sie damit erstens auf den phänomenologischen Ansatz von Bernhard Waldenfels, zweitens auf den methodischen und methodologischen Diskurs über die Dokumentarische Methode von Ralf Bohnsack und drittens auf kunstpädagogische Anwendungen zwischen Empirie (Georg Peez), Theorie (Karl-Josef Pazzini) und Didaktik (Helga Kämpf-Jansen).

Ausgehend von der Fragestellung, was man unter der Chiffre »ästhetische Erfahrung« zu verstehen habe, untersucht Sabisch exemplarisch an einer studentischen Aufzeichnung im Kontext eines Seminars zur »Ästhetischen Forschung«, wie man die pathische Dimension der Erfahrung in Tagebüchern reflektieren und kommunizieren kann. Das Ziel der Abhandlung besteht darin, mit den Grafien eine Methode zur Reflexion und Kommunikation ästhetischer Erfahrung in konzeptueller und methodischer Hinsicht zu begründen, in der sowohl das Singuläre als auch das Pathische zum Vorschein kommen.

Inwiefern die Suche und deren Inszenierung, die Erfahrung und deren Darstellung sich wechselseitig bedingen und insofern als Metapher für Bildungsprozesse zu verstehen sind, soll im Folgenden anhand verschiedener Lesarten der vorliegenden Abhandlung geprüft werden.

Im ersten Kapitel beschreibt Sabisch ihren »Zugang zur Forschung« (S. 17) anhand von Grafien, die sie grundlegend von Differenzen her verstanden wissen will. Während jeder wissenschaftliche Orientierungsversuch und jede wissenschaftliche Stellungnahme von Unterscheidungen bestimmt ist, handelt es sich hierbei in der Regel um Definitionen, das heißt um Grenzziehungen auf begrifflicher Ebene. Unterscheidungen im Sinne von Definitionen sind grundlegend von solchen zu trennen, die aus Differenzen resultieren. Folgt man wie die Autorin Jacques Derrida, so unterlaufen Differenzen nämlich gerade das eindeutig Bestimmbare und

Bestimmte, indem sie die paradoxe Struktur von Begriffen anzeigen. In der Dissertation von Sabisch werden Definitionen häufig erst am Ende einer Argumentation gegeben. Da die Denkbewegung der Autorin grundlegend von der Erwartung bestimmt ist, dass ein Suchender nicht im Vorherein weiß, was er sucht, er aber dennoch fündig wird (S. 18), ergeben sich eine ganze Reihe paradoxer Formulierungen: Einer, der dem Vernehmen nach nichts sucht, wird als Suchender bezeichnet. Der Vollzug von Erfahrung wird mit Derrida als die Durchquerung eines noch nicht vorhandenen Raumes ausgelegt, der sich im Gehen erst öffnet (S. 16) – der Leser mag sich hier fragen, ob also in der Erfahrung ein Vakuum durchschritten wird. Wenn nun weiterhin behauptet wird, dass eine Erfindung auf der Grundlage eines »Nichtsehenkönnens« oder auch »Nichtsagenkönnens« erfolgt (S. 241), so drängt sich auch hier eine Frage auf, nämlich: Ist es nicht widersinnig, dass sich die Tätigkeit des Erfindens demnach aus menschlichem Unvermögen speist?

Es ist nicht zu erwarten, dass es auf eine dieser Fragen überhaupt eine befriedigende Antwort gibt. Denn jede der drei genannten Argumentationsfiguren variiert dasselbe Paradox, das hier jeder menschlichen Erfahrung zugrunde gelegt wird: das Moment des Auf-ein-Etwas-gerichtet-Seins verbindet sich mit einer unhintergehbaren Vagheit, die jedem Versuch einer Festschreibung und Definition vorgeordnet ist und einen solchen Versuch auch immer schon unterläuft. Alle drei Figuren der Orientierung laufen zudem auf ein nicht artikulierbares Wissen hinaus, das dem noch Unbekannten zugewandt ist und dieses eben nicht in Bekanntes verwandelt. Gemeint ist ein Wissen, das Neues, Außer-Ordentliches strukturiert und auf einer körperlich vermittelten Heuristik, auf einer »Findigkeit des Körpers« (Waldenfels) beruht, die in der vorliegenden Arbeit in schier unendlichen Varianten vorgeführt wird. Die eingenommene Perspektive macht die Abhandlung in dieser Hinsicht besonders für diejenigen zur reichhaltigen Fundgrube, die das Anliegen haben, künstlerische Ausdrucksformen oder ästhetische Erfahrungen, Sabisch spricht von ästhetischen Anwendungen von Erfahrungen, philosophisch zu reflektieren.

Eine andere, mindestens ebenso produktive Lesart des Textes ergibt sich unter methodologischem Blickwinkel: Während Derrida einer grundsätzlichen Methodisierung der Differenz den Riegel vorschiebt, macht die Autorin folgenden Vorschlag: Zunächst legt sie Differenz und Suche im Rekurs auf die von Ralf Bohnsack weiterentwickelte Dokumentarische Methode als Theoriegenerierung im Entdeckungszusammenhang und somit empirisch aus (S. 105). Eine besondere Bedeutung misst sie in Hinblick auf die Generierung von Theorie im Entdeckungszusammenhang der Praxis des Aufzeichnens, des Grafierens, bei, die sie nicht nur theoretisch, sondern anhand von visuellen, textuellen und/oder akustischen Selbstzeugnissen von Studierenden auch empirisch in den Blick nimmt. Welche Erfahrungen und Theorien sich hier formieren, so die methodologische Grundannahme, ist von der Art und Weise abhängig, wie etwas aufgezeichnet, notiert oder dokumentiert wird (vgl. S.107). Dieser Blickwinkel auf Differenz entspricht der genetischen Perspektive der Dokumentarischen Methode, die erklärtermaßen an dem *Wie* der interaktiven und erlebnismäßigen Herstellung sozialer Wirklichkeit interessiert ist. Durch eine Bezugnahme auf die Dokumentarische Methode, mit einer Kritik an derselben und durch deren Erweiterung will die Autorin die Berücksichtigung des Singulären, auf das in der Differenztheorie fokussiert wird, noch weiter methodologisch vertiefen. An dem im Rahmen der Dokumentarischen Methode vorgeschlagenen Verfahren einer Formulierenden Interpretation des Datenmaterials kritisiert sie, dass diese dem Anspruch folgt, im »Orientierungsrahmen der Beforschten« zu verbleiben (S. 187). Mit Rekurs vor allem auf Waldenfels' Paradigma der Erfahrung als Widerfahrnis bzw. als Ergebnis eines durch Responsivität charakterisierten Geschehens schlägt sie folgende Modifikation der Formulierenden Interpretation vor: In Bezug auf eine solche könne nicht davon ausgegangen werden, dass sie erst dort ansetzt, wo eine konjunktive [also mit den Beforschten geteilte und aus unmittelbarem Verstehen basierende] Erfahrung nicht mehr gegeben ist. Prinzipiell sei die Antwort des Interpreten auf ein beforshtes Ereignis überhaupt nur dann kommunizierbar, wenn dieser von

Andrea Sabisch (2007): *Inszenierung der Suche. Vom Sichtbarwerden ästhetischer Erfahrung im Tagebuch. Entwurf einer wissenschaftskritischen Grafieforschung*. Bielefeld: transcript. 288 Seiten.

Die vorliegende Dissertation von Andrea Sabisch handelt von textuellen und visuellen Repräsentationen, den so genannten »Aufzeichnungen«, im Kontext von Such- und Forschungsprozessen an der Schnittstelle von Pädagogik, Kunst und Wissenschaft. Unter »Aufzeichnung« und der Neuprägung »Grafie«

dem getroffen werde, was er analysieren soll (S. 187). Die Dokumentarische Methode verfolgt das Ziel, ein Wissen zu eruieren, das Neues, Außer-Ordentliches strukturiert und das auf einer körperlich vermittelten Heuristik beruht. Die Autorin pflichtet Bohnsack bei, dass sich dieses Wissen in seinem indexikalischen Gebrauch (z.B. beim Sprechen) zeigt (S. 187). Dies aber geschehe nicht so sehr durch solche Selbstzeugnisse, die sich durch eine hohe interaktive Dichte des Ausgesagten (sog. Fokussierungsmetaphern) und Wiederholungen auszeichnen, wie dies Bohnsack annimmt. Vielmehr werde die Genese einer Sinnggebung (S. 192) – präziser am Material aufweisbare inszenatorische Muster der Suche (S. 202) – durch Zäsuren, Pausen, Leerstellen, kurz Brüche (wie bspw. an Selbstzeugnissen auftretende mediale oder materielle Veränderungen, verschiedene Versionen desselben Themas etc.) angezeigt (S. 192). Die Stichhaltigkeit des Vorschlags, zwei doch recht gravierende Modifikationen der Dokumentarischen Methode vorzunehmen, wird durch eine Analyse studentischer Selbstzeugnisse plausibel gemacht. Grundsätzlich zielt die Dokumentarische Methode darauf, Erfahrungswissen zu eruieren. Dem stimmt die Autorin zu, und so wendet sie diese auch an. Den Begriff Erfahrungswissen expliziert Sabisch anhand verschiedener Konzepte (»atheoretisches Wissen« nach Karl Mannheim, »tacit knowledge« nach Michael Polanyi etc.) und zeigt, dass er für die ästhetische Praxis grundlegend ist (S. 108f).

Im Rekurs auf das Erfahrungswissen besteht eine Kopula zwischen den möglichen philosophischen, methodologischen und nicht zuletzt pädagogisch-didaktischen Lesarten der Abhandlung. In Bezug auf Letztere wird vorrangig auf aktuelle Diskussionlinien in der Kunstpädagogik Bezug genommen.

Selbstredend wird drittens die ästhetische Selbstbildung, die seit geraumer Zeit im Mittelpunkt kunstpädagogischer und -didaktischer Überlegungen steht, an dem oben umrissenen, durch Differenzen grundlegend bestimmten Ort situiert. Hier, so weist die Autorin durch die Analyse des von ihr erhobenen Datenmaterials nach, erfolgt eine Umwandlung dessen, wovon eine Person getroffen wird, in etwas, worauf dieselbe antwortet (vgl. S. 228). Es zeigt sich, dass auf diese Weise eine

Leerstelle operativ gemacht wird. Allerdings betont Sabisch an diesem Prozess ästhetischer Bildung nicht das Moment der Störung, das von anderen Autoren kunstdidaktisch operationalisiert wird (S. 241), sondern stellt daran das Moment des Pathischen heraus, in dem das Singuläre als ein Resonanzboden für Fremdes fungiert.

In der Auslegung von Grafien als Instrumente des in ein Resonanzgeschehen eingebundenen Antwortens sieht sie die Möglichkeit der Operationalisierung der Grafie als kunstpädagogische Methode. Kunstpädagogik will sie dabei als eine »spezifische Form der Anwendung von Kunst, der Wendung an Kunst, der Wendung von Kunst« (S. 227) verstehen wissen. In praktischer Hinsicht wird hier allerdings verlangt, dass die Lernenden eine eigene Frage suchen und dabei ihren eigenen Interessen folgen. Wenn die Abhandlung in dieser Hinsicht auch viele Fragen offen lässt, so deutet sie doch zugleich einen gangbaren Weg zu deren Beantwortung an. Repräsentative Aussagen können aufgrund des durch die gewählte Untersuchungsgruppe gesteckten empirischen Rahmens in der vorliegenden Untersuchung nicht getroffen werden. Sie kann aber als ein Plädoyer für hochschuldidaktische »Anwendungen« von Grafien gelesen werden, die hier in großen Zügen anschaulich vorgedacht und vorstrukturiert werden. Die hier herausgearbeiteten Begriffe wie »Aufzeichnung« und »das Aufzeichnen«, »Entwurf« und »das Entwerfen« sowie die Darlegungen zu didaktischen Konzepten wie Forschendes Lernen und Ästhetische Forschung könnten in Hinblick auf mögliche »Anwendungen« in der Schule noch vertieft werden. Allerdings wird in Bezug auf das Lernen ein weiteres Paradox angesprochen, wenn behauptet wird, dass der Anfang des Lernens an den Diskontinuitäten und den Brüchen der Erfahrung ansetzt. Bekanntlich besteht eine didaktische Grundtatsache ganz im Gegenteil darin, dass das Verstehen und Aufstellen von Regeln, durch das eine Lernsituation charakterisiert ist, eine Vielzahl konstruierter und bearbeiteter, in sich schlüssiger Beispiele voraussetzt. Die Frage, ob und inwiefern sich das von Sabisch vorgeschlagene Verfahren effektiv auch auf Lernsituationen von Schülern anwenden lässt, steht also noch aus. Der von ihr entwickelten Argumentation zufolge könnte

dies durch die Beforschung der Modi geleistet werden, wie Kinder verschiedenen Alters mit Paradoxien und Erfahrungen der Diskontinuität umgehen.

Die hier beschriebenen sind bei weitem nicht die einzigen Möglichkeiten einer »Anwendung« der von Andrea Sabisch angestellten Überlegungen. Durch die von ihr dargelegten Anschlussstellen an theoretische, empirische und pädagogische Kontexte bietet die Untersuchung eine kenntnisreiche Grundlage für weitere Forschungsarbeiten. Dies ist wohl auch der Grund für die Vorworte von Bernhard Waldenfels und Karl-Josef Pazzini, die als theoretische und zugleich pathische Antworten aus der philosophischen Perspektive einerseits und aus der Perspektive des Zweitgutachters und Mitherausgebers der Schriftenreihe »Theorie bilden« andererseits betrachtet werden können. Insofern ist das Buch »Inszenierung der Suche« jenen zu empfehlen, die sich mit Diskursen über ästhetische Bildung, visuelle Methoden in der qualitativen empirischen Sozialforschung und einer Wissenschaftskritik befassen, die von Grafien und von der Frage nach verschiedenen Möglichkeiten der Darstellbarkeit von gemachten Erfahrungen ausgeht.

Anja Kraus

Kraus, Anja: Rezension *Inszenierung der Suche*.
In: *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik*.
Heft 3 2007. S. 374-377.